



Johann Ev. Hafner

Diakon als Ostiarier - Aufgaben nach der Volkskirche

1. Wachstum des Schwellenbereichs

Prof. Dr. Johann Ev. Hafner, seit 2004 Professor für Religionswissenschaft mit dem Schwerpunkt Christentum, Universität Potsdam, 1995 Promotion in Philosophie, 2001 Habilitation für Systematische Theologie, 2005 Diakonenweihe in Augsburg

Foto: Gerhard Rummel

Studientag

50 Jahre Ständiger Diakonat im Bistum Augsburg
am Samstag, 27. Oktober 2018
von 9:30 Uhr bis 17:00 Uhr



Deutschland befindet sich, wie viele andere Länder Mitteleuropas und der westlichen Moderne, in einer Entwicklung abnehmender Religiosität. Alle Zahlen von der Taufquote bis hin zum Kommunion-Empfang, Kirchgang oder Glaubenseinstellungen weisen in diese Richtung. So sind Gesellschaften entstanden, in denen die Mehrheit bereits religionslos ist, wie z.B. in Ostdeutschland. In diesen Umgebungen gilt das Prinzip der „mehrheitlichen Bestätigung“. Es besagt, dass sich Leute zur Mehrheitsmeinung neigen, sich also im Zweifelsfall in mehrheitlich religionslosen Umgebungen eher der Religionslosigkeit zuwenden und umgekehrt in mehrheitlich religiösen Umgebungen eher der Religiosität. Diese Tendenzen sind gut erforscht. Lange war die Pastoraltheologie Vermutungen gefolgt, Religiosität und Spiritualität irgendwie erhalten geblieben, auch wenn die Kirchlichkeit abnehmen würde. So nahm man an, dass sich außerhalb der Großkirchen andere kleinere Kirchen auffüllten, dass private Bibelkreise entstünden, dass Einzelpersonen ihren Glauben jenseits konkreter Gemeindezugehörigkeit behielten oder dass außerkirchliche Religiosität, wie die Esoterik aufblühe. Ein Blick in die soziologischen Erhebungen zeigt, dass das nicht der Fall ist: Weder die Esoterik mit ihren 3-4% an ernsthaften Anhängern, noch die Endzeitkirchen wie Adventisten, Apostolische Kirchen, Zeugen Jehovas, noch die Psychokulte, noch die Konversionen in andere Konfessionen fangen den Verlust auf, der sich an verfasster, kirchlicher Religiosität ergibt. Die Retentionsraten zeigen, dass immer weniger Personen der nachwachsenden Generation die Konfession ihrer Eltern beibehalten: Nur 92% der katholischen Kinder in Westdeutschland übernehmen die Konfession der Eltern, 80% der protestantischen Kinder. Im Osten stellt sich die Situation dramatisch dar, wo 60% der katholischen Kinder und 50% Kinder der protestantischen Kinder, wohl aber 100% der konfessionslosen Kinder die Religiosität ihrer Eltern beibehalten.

Wir müssen daraus schließen, dass sich Glaube nicht im Privaten erhält, sondern Gemeinschaft braucht, denn wo die Bindung an eine konkrete Kirchengemeinde (das gilt auch für Synagogen- und Moscheegemeinden) schwach wird, dort geht die zweite und dritte Generation andere Wege.

Man könnte nun sagen, Zahlen seien unwichtig, weil sich Gott nicht in Quantitäten ausdrücke. Allerdings spielt in der Bibel die Zahl des Volkes Israel oder die Zahl der Getauften in der Apostelgeschichte sehr wohl eine große Rolle. Auch das St. Florians-Argument, wonach die Großsituation wenig relevant sei, solange die eigene, einzelne Gemeinde floriere, trägt nicht weit. Denn wo immer wir einen Aufwuchs in Gemeinden feststellen, findet er durch einen Quermigration aus anderen Gemeinden mittels Zuzüge statt.

So müssen wir die Situation akzeptieren, dass Religiosität in den meisten Ländern in Europa, aber auch in den USA abnimmt und seit 1945 auch nie zugenommen hat. Mit dieser Erkenntnis ist auch eine gewisse Erleichterung verbunden, denn diese Trends sind so epochal, dass sie nicht auf pastorale Versäumnisse zurückgeführt werden können. Die Priester, Diakone und pastoralen Mitarbeiter müssen sich nicht andauernd selbst die Schuld geben, dass sie die falschen Medien, die falschen Zielgruppendifferenzierung, zu wenig Material oder Personal hätten. Die Abnahme erfasst Tendenzen erfasst auch Kirchen oder Religionsgemeinschaften mit ganz anderen pastoralen Methoden und Ressourcen. Wenn wir dies aber so akzeptieren und uns darauf einstellen, dass wir von einer immer weniger religiösen Umgebung umschlossen sind, dann kommt es immer mehr darauf an, den Grenzbereich zwischen dem Religiösen und dem Nicht-religiösen in den Blick zu nehmen. Je mehr das religionsferne oder religionslose Umfeld wächst, desto eher werden Unentschiedene sich nach dem Prinzip der mehrheitlichen Bestätigung dem Religionslosen zuwenden.

Aber nicht nur von außen, auch von innen her bauen sich Barrieren auf: Je unselbstverständlicher es wird, in die Kirche zu gehen, desto mehr wächst das Bedürfnis der Gemeindeglieder, Gleichgesinnte zu treffen und in letzter Konsequenz, unter sich zu bleiben. So kann es zu einer Spirale aus Distanzierung von außen und Selbstabschluss von innen kommen: Türen schließen

sich unmerklich. Daher benötigen wir Menschen, die zwischen beiden Bereichen vermitteln können, die sowohl im inneren Bereich des Religiösen wirken, als auch mit beiden Beinen im Bereich des Profanen stehen. Menschen, die den Schwellenbereich der Unentschiedenheit zu einem Eingangsbereich des Religiösen gestalten. Hierzu möchte ich einige Anregungen aus der biblischen und der Kirchengeschichte geben.

2. Drei biblische Bilder

a) Cheruben - Torwächter

Die wohl älteste Vorstellung von einem Grenzwächter sind die Bilder von Cherubim, die in Ezechiel 1 geschildert werden. Sie bewachen den Eintritt zum Paradies oder zum himmlischen Thronsaal. Wir kennen sie heute noch aus der Archäologie, von babylonischen oder persischen Palästen, an deren Eingangstor geflügelte Machtwesen stehen. Sie wurden aus Stierleibern, Löwentatzen, Adlerflügeln, Kronen mit Stierhörnern usw. zusammengesetzt. In Genesis 3 sind bzw. tragen sie ein Flammenschwert. Die Cherubim drücken aus: Du kommst hier nicht rein! hinter mir ist der Bereich des Unzugänglichen, des Herrschaftlichen, des Heiligen! Vielleicht brauchen wir heute auch Menschen, die den unbedarften Touristen sagen, dass diese Kirche kein Museum und keine Oper ist, sondern ein sakraler Raum, in dem eine Gemeinschaft an einer höheren Welt über eine Liturgie teilnimmt.

b) Samuel - Türdiener

Der Prophet Samuel diente 1Samuel 1 und 3 zufolge als junger Mann im Heiligtum in Schilo, dem Vorgängerheiligtum des Jerusalemer Tempels. Dort rief ihn Gott mit Namen an, und Samuel antwortete mit: *הִנְנִי* / Hier bin ich! Daraufhin legte er sich im Tempel schlafen und öffnete die Tore am nächsten Morgen. Aus dieser Geschichte lernen wir die schöne Dialektik, dass Gott nachts bei geschlossenen Toren spricht, dass aber der Tempel auch ein offener Ort ist für Leute, die mit ihren persönlichen Anliegen tagsüber kommen, wie die Geschichte von der kinderlosen Hanna in Samuel 1 berichtet. Dem entsprechen heute wohl die Lichterbänke im Eingangsbereich, wo Passanten ihre Bitten in Form von Kerzen Gott anvertrauen.



c) Christus - Durchschreiter

Jesus Christus wird im Hebräerbrief als derjenige Hohepriester dargestellt, welcher ein für alle Mal durch alle Tempelvorhöfe hindurch schreitet und für die Menschen den Weg zu Heiligtum bahnt. Damit ist implizit die Kritik am Bau und an Vorbereitungsriten des Jerusalemer Tempels (Vorhöfe, Opfer, Reinigungen) ausgesagt, die den Zugang zu Gott verkomplizierten. Christus fungiert hier nicht als Türhüter, sondern als Türöffner. Das entzogene und verhüllte Heiligtum wird in seiner Nachfolge für jeden zugänglich, Gott wird direkt ansprechbar. Dies ist besonders deutlich erzählt in der apokryphen Schrift „Himmelfahrt des Jesaja“, wo Jesus durch alle sieben Himmel schreitet und die Torwächter überlistet, indem er sich ihnen ähnlich macht. Nur ganz oben am Thron herrscht ein ehrfürchtiger Abstand zwischen den Erlösten, die Gott anbeten, und Gott selbst. Die Pointe in beiden Texten ist: Christliche Beten hat zwar innere Voraussetzungen wie ein reines Herz, ist aber äußerlich barrierefrei.

3. Ostiarier – das erste der Ämter

In der alten Kirche im 3. Jahrhundert war die Funktion des Türhüters bekannt (pyloros, lat. ianitor oder ostiarius), der in der kirchlichen Ämterordnung zu den kleinen Ämtern („niedere Weihen“ ordines minores) gezählt wurde. Die-

*Prof. Johann Ev. Hafner,
Vortrag beim Studientag
„50 Jahre Ständiger
Diakonat“ im Bistum
Augsburg am
27. Oktober 2018*

Foto: Gerhard Rummel

se Funktion stammt wahrscheinlich aus den römischen Tempeldiensten, wo es auch Funktionen wie Reiniger, Lampenanzünder oder Sänger gab. Rituell wurde dieses Amt nicht durch Handauflegung (impositio) sondern durch Einsetzung (nominatio) verliehen (Nur in der Ostkirche blieb dieses Amt mit einer Weihe verbunden). Dabei wurde den Kandidaten ein liturgisches Gerät, meist ein Schlüssel übergeben. Zu den Aufgaben eines Ostiarers gehörte der Schutz des Kirchengebäudes; die Vorsicht, dass keine Unwürdigen zur Eucharistie hinzutreten oder dass die Kirche nicht für private Totenmäher missbraucht wird. Während der Diakon seinen Dienst an den inneren Türen versah, war der Ostiarier für die äußeren Tore zuständig. Auch wenn das Ostiarier-Amt 1972 mit dem Motu proprio „Ministeria quaedam“ abgeschafft wurde, die Aufgabe ist geblieben.

Meine These ist, dass Diakone heute diese Aufgabe qua Amt übernehmen sollten. Warum der Diakon? Weil er die für den Schwellenbereich passende Doppelnatur besitzt: einerseits als Kleriker in der Liturgie und andererseits als Mann mit profanem Beruf außerhalb der Kirche zu wirken.

Zudem gibt es gute zeitgenössische Beispiele. Viele Kirchen – vor allem in den Städten – haben die Herausforderung angenommen und unter dem Titel „Offene Kirche“ Willkommenslotsen, Kontaktpersonen u.ä. bestimmt. So soll verhindert werden, dass jemand monatelang eine Gemeinde besucht, ohne je Kontakt zu anderen Gemeindemitgliedern zu bekommen. Bei historisch wertvollen Kirchen legt sich nahe, dies mit der Aufgabe von Kirchenführungen zu verbinden. Vor allem in den Predigergemeinden in den USA wurde der Ostiarier unter anderem Namen und mit neuer Ausrichtung wiederbelebt. Wer dort eine dieser Kirchen besucht wird sehr bald als Fremder identifiziert: ein „greeter“ kommt auf den Gast zu, beginnt ein freundliches Gespräch, erklärt den Gottesdienstverlauf, zeigt die Bücher, die verwendet werden, bringt die Kinder unter und verweist auf Adressen, wohin man sich mit den verschiedensten Anliegen wenden könne. In manchen Gemeinden gibt es daneben noch die „ushers“, die die Neuen in das Kirchengebäude einführen und ihnen einen Platz zuweisen. Dies alles ist nicht nur spontane Freundlichkeit, sondern ein hochorganisiertes Amt, zu dem Gemeindemitglieder in eigenen Kommunikationstrainings ausgebildet werden.



Manchmal werden sie mit einer Sendung in ihr Amt eingeführt; manchmal tragen sie einen Anstecker oder eine Schärpe ~~tragen~~, um erkennbar zu sein. All dies stärkt das Selbstbewusstsein dieser Menschen, einen besonderen Dienst für die Gemeinde wahrzunehmen und nicht nur freundlich gegenüber Fremden zu sein.

Ich sehe es als Aufgabe der Diakone an, sich des wachsenden Bereichs der Passanten, der Interessierten, der Besucher anzunehmen. Das heißt nicht, dass der Diakon alleinverantwortlich ist, Leute anzusprechen und einzuladen, aber er soll dafür sorgen, dass es einen Kreis von Leuten in der Gemeinde gibt, welche die Aufgaben von Ostiarern bzw. greeters bzw. ushers übernehmen.

Diakon Prof. Dr.
Robert Georg Wittmann
moritzkirche, Augsburg

Foto: Martina Kaiser